



RACHEL CUSK
DAS LEBEN
DER M ROMAN
SUHRKAMP

SV

Rachel Cusk
Das Leben der M

Roman

Aus dem Englischen von
Eva Bonné

Suhrkamp

Die Originalausgabe erschien 2026 unter dem Titel
Life of M bei Faber, London.

Erste Auflage 2026

Deutsche Erstausgabe

© der deutschsprachigen Ausgabe

Suhrkamp Verlag GmbH, Berlin, 2026

© 2026, Rachel Cusk

Alle Rechte vorbehalten. Wir behalten uns
auch eine Nutzung des Werks für Text und
Data Mining im Sinne von § 44b UrhG vor.

Umschlaggestaltung und -illustration:

Nurten Zeren, Berlin, unter Verwendung von KI

Satz: Dörlemann Satz, Lemförde

Druck und Bindung: CPI books GmbH, Leck

Printed in the EU

ISBN 978-3-518-43330-0

Suhrkamp Verlag GmbH

Torstraße 44, 10119 Berlin

info@suhrkamp.de

www.suhrkamp.de

Das Leben der M

Vor kurzem sagte ich der Schauspielerin M, ich erwäge, ihre Autobiografie zu schreiben. Der Vorschlag gefiel ihr. Sie ist keine Spielverderberin. Würdest du dir einfach etwas ausdenken?, fragte sie.

Wir hatten uns in einer Buchhandlung kennengelernt. M interessierte sich für Bücher. Sie war nicht nur ein Filmstar, sondern auch das Werbegesicht einer großen Marke, und ihr Bild blickte den Leuten von überall entgegen – aus Schaufenstern, von Plakatwänden und durch die regennassen Acrylglascheiben der Bushaltestellen. Auf dem Foto wirkte sie sehr jung und glücklich. Ihr Lächeln hatte etwas Niedliches, das allen, die es sahen, ihre düstere und misstrauische Lebenseinstellung vorzuhalten schien.

M bewohnte ein großes Haus auf der anderen Seite des Flusses. Sie selbst war sehr klein, und das Haus erinnerte an eine riesige Puppenstube mit ihr als Puppe darin.

Wir hatten einige gemeinsame Bekannte. Eine davon erzählte mir eine lustige Anekdote von einer Dinnerparty in einem Restaurant, wo Ms Bodyguard darauf bestanden hatte, dass sie den Platz mit einer anderen Schauspielerin tauschte, älter und weniger berühmt als sie; er machte

sich Sorgen, M könnte auf dem ihr zugewiesenen Platz einer Gefahr ausgesetzt sein.

Sich an Ms Seite nicht hässlich zu fühlen, war schwer. Zum Teil lag es an der Hässlichkeit der Erfahrung. Ich hatte nie gelernt, mir das Leben leicht zu machen. Auf M traf das Gegenteil zu. Ihre Probleme ergaben sich eher aus dem Abstand, der sie von der willkürlichen Gewalt der Bedeutungslosigkeit trennte. Ich persönlich fühlte mich von dieser Gewalt durchtränkt. Immer schon hatte man mir klargemacht, wie unwichtig ich war. M und ich ahnten beide, dass wir unsere Macht aus den uns zugefügten Beschädigungen zogen.

Es war Herbst und die Stadt wurde unaufhaltsam kälter, nasser und grauer. Auf den Werbeplakaten hüllte M sich weiterhin in rosa Frühlingsblüten.

An sonnigen Vormittagen joggten die Menschen am Fluss entlang. Hochgewachsene Männer und Frauen liefen mit zusammengekniffenen Augen und windzerzaustem Haar vorbei wie strahlende Gottheiten. Andere Männer und Frauen lebten in Zelten unter den Steinbrücken und putzten sich die Zähne an öffentlichen Trinkbrunnen. Manchmal standen ihre Schuhe ordentlich aufgereiht vor dem Zelteingang.

An einer der Brücken und im Schutz einer hohen Mauer befand sich ein Außencafé, wo es bei Sonnenschein selbst an den kältesten Tagen warm war. Die Leute saßen dort und lasen oder schauten ins Handy. Zu der Zeit las ich das Buch einer Frau, die während ihrer gesamten Kind-

heit von ihrem Stiefvater sexuell missbraucht worden war. Viele wussten von dem Buch. Es war in die Welt gebracht, vereinnahmt und heruntergeschluckt worden wie etwas, wonach die Menschen dürsteten. Der Grund war der ungewöhnliche Ton, in dem die Autorin Vorfälle schilderte, die sie eigentlich hätten auslöschen müssen. Der Ton war weder persönlich noch unpersönlich und besaß eine verborgene, unverkennbare Autorität, die Autorität des Objekts. Es war, als hätte ein Einrichtungsgegenstand, ein Stuhl beispielsweise, plötzlich die Macht der Sprache erlangt. Die Autorin empfand überhaupt kein Selbstmitleid, und das machte sie unverwüstlich. Vielleicht war der Erfolg ihres Buches eine Art Entschädigung oder Belohnung für das, was ihr passiert war. Ich hielt es jedoch für unwahrscheinlich. Falls sie unverwüstlich war, konnte der Erfolg ihr ebenso wenig anhaben wie das Unglück.

M erzählte mir, als sie noch sehr jung war, habe ihre erste Filmrolle ihrer Kindheit ein sofortiges Ende gesetzt. Die Autorin sagte über die Taten des Stiefvaters dasselbe. Nicht gesehen zu werden, war vielleicht gleichbedeutend damit, von allen gesehen zu werden. Das Drehbuch zu Ms erstem Film hatte ursprünglich mehrere Szenen enthalten, in denen das Kind eine sexuelle Interaktion mit der männlichen Hauptfigur wünscht oder einfordert. Dass die vermeintliche Zustimmung des Kindes zur Erfüllung des männlichen Begehrens notwendig ist, kam auch im Buch zur Sprache. Der Stiefvater behauptete, der Missbrauch sei der Stieftochter nicht von ihm angetan, sondern gemeinsam begangen worden.

Ms Mutter hatte Einwände gegen die fragwürdigen Szenen erhoben, bis sie aus dem Drehbuch gestrichen wurden.

In dem Buch über den Stiefvater war das große Problem, dass die Mutter nichts bemerkt hatte. Jahrelang übersah sie die Akte außerordentlicher Schamlosigkeit und Verkommenheit, die sich in ihrem Haus abspielten. Auch der Vater, eine harmlose Figur, die an den Wochenenden zu Besuch kam, hatte nichts bemerkt. Die Autorin weiß noch, wie sie sich als Kind der Tatsache bewusst wurde, dass sie ihre Familie mit wenigen Worten zerstören könnte. Sie sagte nichts. Warum nicht? Die Worte auszusprechen, war ihr genauso unmöglich gewesen, wie es einem Stuhl unmöglich gewesen wäre. Und doch fragten die Leute sie hinterher immer wieder, warum sie geschwiegen habe.

Wenn die eigene Kindheit durch andere beendet wird, findet man sich möglicherweise außerhalb der Zeit wieder. Die Autorin des Buches über den Stiefvater beschrieb, wie andere Menschen weiterhin in der Zeit lebten, während sie in Ereignisse konserviert war, die sich ständig wiederholten und ihr in aller Ewigkeit zustießen, egal, wie alt sie wurde. Auch ein Film geschieht ständig; sein zeitlicher Ursprung ist im Aufnahmeprozess erstarrt. M würde immer in ihren Filmen zu finden sein, wo sie die immer selben Momente erlebte. Der Stiefvater hatte sich in die Autorin des Buches eingeschrieben.

M sagte, nachdem ihr erster Film herauskam, sei sie in der Schule gemobbt worden. Die anderen nannten sie eine Schlampe. Sie beschloss, zu lernen und hart zu arbeiten; sie beschloss, eine Musterschülerin zu sein, was das Gegenteil von einer Schlampe ist. Dass sie in der Lage war, einen solchen Beschluss zu fassen, ging auf ihre abrupt beendete Kindheit zurück. Sie hatte erkannt, dass Wirklichkeit sich manipulieren ließ, wohingegen die anderen

weiterhin an die Wirklichkeit glaubten. Es war, als spielten *sie* in einem Film mit, nicht M; in einem Film, den M schaute. Die Autorin, die das Buch über den Stiefvater geschrieben hatte, lernte ebenfalls fleißig und bekam in allen Schulfächern die besten Noten. Später vor Gericht führte der Stiefvater es als Beweis dafür an, dass ihr kein echter Schaden zugefügt worden war; er behauptete ganz im Gegenteil, seine Taten hätten zu ihrem Erfolg noch beigetragen.

Neben dem Café an der Brücke befand sich ein kleiner Bouleplatz. Die Cafébetreiberin verlieh die schweren Kugeln im Set an die Gäste. Oft spielte sie dort selbst mit ihren drei männlichen Angestellten, die sie wie eine Matriarchin beherrschte und herumkommandierte. Sie war klein und stämmig und hatte ein breites, maskulines Gesicht. Ihre laute, heisere Stimme kommentierte alles und trieb das Spiel voran. Wann immer sie etwas sagte, blickten die drei Männer auf wie geprügelte Hunde. Bei Regen ging niemand joggen, und das Café neben dem leeren Bouleplatz war geschlossen. Die Zelte unter der Brücke blieben immer gleich.

Der Mensch, mit dem ich zusammenlebte, musste ins Krankenhaus. Etwas stimmte nicht, aber was es war, konnte niemand herausfinden. Die Ärzte sagten uns, wir sollten uns auf eine schlechte Nachricht gefasst machen, aber dann erfuhren wir nichts Konkretes mehr. Das Krankenhaus lag am anderen Ende der Stadt, und jeden Tag zur Besuchszeit trat ich den langen Fußmarsch an. Die Strecke

führte durch unterschiedliche Viertel, deren unterschiedliche Atmosphären einander abwechselten. Auf wohlhabende Abschnitte folgten raue an die sich abermals wohlhabende anschlossen; es war wie bei einem fortgesetzten Streit oder Ringen um einen Sieg. Im Krankenhaus mussten immer neue Tests und Untersuchungen durchgeführt werden. Stand eine Untersuchung an, wurde das Patientenbett aus dem Raum und durch den Flur an einen anderen Ort geschoben, während ich in dem leeren Zimmer blieb, mich auf einen Kunststoffstuhl am Fenster setzte und wartete. Das Verschwinden und die anschließende Rückkehr des bahngleichen Betts fühlten sich an wie der Probelauf einer endgültigen Abwesenheit.

Der Weg zum Krankenhaus führte an einem alten, stets halb leeren Kino vorbei. Man konnte sich einfach an der Tür eine Eintrittskarte kaufen und Platz nehmen. Ich ging nicht oft ins Kino und schaute auch sonst keine Filme, was ich sogar in meiner Beziehung durchgesetzt hatte. Ich misstraute dem Verstörungspotenzial von Filmen. Die totale Überwältigung der Sinne strengte mich an. Manchmal brauchte ich Tage, um mich von einem Film zu erholen. Es war, als hätte ich mir beim Betrachten fremde Erinnerungen angeeignet, und danach sah alles eine Zeitlang so verändert aus, als spielte der Film draußen in der Welt weiter. Selbst die guten Filme präsentierten als wahrscheinlich, was eigentlich unwahrscheinlich war, vor allem Grausamkeit. Grausamkeit war fast immer eine Option. Anscheinend konnten die Menschen im Film tun, was ihnen beliebte; sie hatten sich lediglich entschieden, vorläufig darauf zu verzichten. Es war, als herrschte dort kein Gesetz.

Im Patientenbett konnte man zu jeder Tages- und Nachtzeit Filme auf dem Laptop schauen. Im Neonlicht des Klinikgebäudes, wo unablässig Geräte piepten und wo alle paar Stunden ärztliches Personal zur Kontrolle hereinkam, schlief es sich schlecht. Man beschwerte sich über die pausenlosen Störungen. Gleichzeitig schien es durchaus wünschenswert, pausenlos gestört zu werden und jede Verantwortung abgeben zu müssen. Wenn ich nach der Besuchszeit das Krankenhaus verließ, spürte ich eine Erleichterung, die sich allmählich in Angst verwandelte. Es war die Angst vor der Freiheit. Tun zu können, was ich wollte, weckte in mir die Angst, ich könnte nie getan haben, was ich wollte. Und was ich wollte – beispielsweise nach der Besuchszeit das Krankenhaus verlassen –, ergab keinen Sinn, denn schon am nächsten Tag kehrte ich mit derselben Ungeduld ins Krankenhaus zurück, mit der ich es verlassen hatte.

Eines Tages kam ich auf dem Nachhauseweg an dem alten Kino vorbei. Ich sah, dass die Vorstellung gleich beginnen würde, und ging hinein. Der Film handelte vom Ende der Kindheit. Es ging darin um einen Jungen, dessen Unschuld und Ehrlichkeit ihn mit der Autorität in Konflikt geraten lassen. Er ist ein gewöhnlicher Junge, nicht besser oder schlechter als andere, bloß dass er durch seine Ehrlichkeit heraussticht und damit seine Eltern, seine Lehrer und die ganze Gesellschaft gegen sich aufbringt. Die Behörde versucht, seine Ehrlichkeit einzuhegen und zu brechen. Nach jedem gescheiterten Anlauf wirkt die Behörde selbst widersinniger, was sie natürlich umso wütender macht. Die Schule bestraft den Jungen, die Eltern waschen sich ihre Hände von ihm rein, und am Ende wird

er, obwohl er doch nichts Falsches getan hat, in eine Erziehungsanstalt geschickt. Er reißt aus und läuft und läuft, ohne zu wissen, wohin. Die Kamera folgt ihm durch den Wald und über die Wege, bis er sich am Meer wiederfindet. Das Meer hat er noch nie gesehen. Er rennt ins Wasser, und dort merkt er plötzlich, dass er über das Wasser nicht laufen kann. Er bleibt stehen, dreht sich um und wirft einen Blick zurück.

Den Film anzusehen, bot eine Möglichkeit, die Kontrolle über das abzugeben, was sich ohnehin nicht kontrollieren ließ. Danach fühlte ich mich der Wirklichkeit weniger verpflichtet, gleichzeitig schien sich an anderer Stelle eine womöglich noch tiefere Dienstbarkeit eingeschlichen zu haben. Filme zu schauen, machte das Leben einfacher, ähnlich wie mit dem Flugzeug zu reisen das Leben einfacher machte. Dasselbe Dilemma von Zeit und Raum, welches sich ergab, wenn man, statt auf dem Land- oder Seeweg zu reisen, ins Flugzeug stieg, entfaltete sich auch im Film. Die Reduktion der Zeit im Verhältnis zum Raum erschuf ein moralisches Ungleichgewicht und zugleich eine bequeme Entlastung. Bücher zu lesen, erleichterte das Leben nicht im selben Maß. Ein Buch zu lesen, kostete Zeit; einen Film zu schauen, hebelte die Gesetze der Zeit vorübergehend aus. Aus diesem Grund hatte es sich richtig angefühlt, nicht zu viele davon zu schauen, auch wenn die meisten anderen Menschen die Sache natürlich anders sahen. Da war ohnehin schon so viel in der Welt, so viele Probleme wollten gelöst werden, ohne dass man die Dinge noch verkomplizierte, indem man nachstellte, was bereits geschehen war, in diesem Moment irgendwo geschah oder vielleicht nie geschehen würde. Manche Filme unternahmen große An-

strengungen, um bestimmte Ereignisse zu rekonstruieren, einen Krieg beispielsweise, und dabei die Gesetze der Zeit zu unterlaufen. Der Film und somit der Krieg dauerte nur zwei Stunden. In einigen Fällen hatten die Dreharbeiten vermutlich so lange gedauert wie der Krieg.

Draußen vor dem Kino war aus dem Tag Abend geworden. Die Straßenlaternen leuchteten.

Die Leute erkennen M, wohin sie auch geht. Alle wissen, wer sie ist, alle außer mir. Als ich sie kennenlernte, hatte ich keine Ahnung, wer sie war.

Einmal lud sie mich zum Kaffee in einen Hotelgarten unweit ihres Hauses ein. Das Hotel befand sich in einem reichen Stadtteil und war sehr luxuriös. Am Eingang standen Männer mit Schirmmützen und begrüßten die Hotelgäste, die aus ihren Limousinen stiegen. Die Morgensonne strahlte hell. Ihr hartes goldenes Licht fiel in schrägem Winkel auf den Hoteleingang und blitzte auf allen Autoscheiben. Drinnen erklärte mir der Mann an der Rezeption, der Garten sei den Winter über geschlossen. Zum Beweis zeigte er auf eine große, von einem schweren Eisengitter geschützte Glastür. Hinter den eisernen Gitterstäben waren ein paar hohe Ziergewächse und eine kleine Rasenfläche zu sehen. Ich trat wieder hinaus ins gleißende Sonnenlicht und stellte mich auf der Vortreppe neben die Männer mit den Schirmmützen. Nach einer Weile eilte M über die Straße auf uns zu. Sie entschuldigte sich atemlos, wir gingen gemeinsam hinein. Sie fragte den Mann an der Rezeption, ob wir im Garten sitzen könnten, und er

kam dem Wunsch sofort nach. Er winkte einen Schwarm ernster, uniformierter Mitarbeiter heran, die das Eisengitter entfernten, die große Glastür öffneten und die Winterhussen von den Gartenmöbeln zogen. Währenddessen gab M sich freundlich, höflich und dankbar. Kellner brachten uns Kaffee, eine Platte mit exotischen Früchten und ein paar Decken, für den Fall, dass wir froren.

So verhielten die Menschen und die Dinge sich in Ms Nähe. Die Wirklichkeit wurde formbar, gab jederzeit nach und änderte ihre Regeln. In einem gewissen Sinn herrschte dieselbe Gesetzlosigkeit wie im Kino, als wäre M immerzu in einem Film, selbst wenn sie es nicht war. Auf diese Weise von der Wirklichkeit und ihren Regeln ausgenommen zu sein, erschien wie das größte Glück.

Als wir in dem Garten saßen, sagte M, eigentlich betrachte sie sich nicht als Künstlerin, sondern als ein Element in den Schöpfungen anderer Leute. Im Gegensatz zu ihnen hatte sie keine Entscheidungsmacht. Erst später im Leben hatte sie sich durch ihren Ruhm etwas von dieser Macht angeeignet. Sie setzte die Macht aber nicht schöpferisch ein, sondern um ihrem Leben den Anschein von Normalität zu geben. Sie brachte ihre Kinder zur Schule, wann immer es möglich war, ging mit den Hunden spazieren und traf sich ganz normal mit ihren Freundinnen. Nun, da sie von der Wirklichkeit ausgenommen war, hatte sie es sich anscheinend zum Lebensziel erhoben, zu ihr zurückzufinden. Die Scham und der Stress, die die Kreativen im Kontakt mit der Wirklichkeit aushalten müssen, waren ihr erspart geblieben. Manche behaupten, Kreative wären Menschen, deren Kindheit nie zu Ende ging. Dieser Gedanke basiert allein auf der Annahme, dass die meisten

Kinder kreativ sind und die meisten Erwachsenen nicht. In gewisser Hinsicht war die Vorstellung von einer endlosen Kindheit furchtbar. Ein kreativer Mensch war wie ein Hund, der immer wieder vor einer rabiaten Herrin davonläuft. Eine Zeitlang ist er frei, er läuft und läuft und ist auf der Suche nach etwas, aber am Ende hat er keine Wahl und muss nach Hause zurückkehren.

Im Garten war es kalt, trotz der Sonne. Mein Mantel war zu dünn.

*

Der Operationstermin wurde festgelegt. Am Vorabend des Eingriffs sah ich einen Film über einen Arzt, der in einem heruntergekommenen Viertel arbeitet und versucht, die Leute über die Risiken ihres Lebenswandels aufzuklären. Sie trinken, nehmen Drogen und baden in verseuchtem Wasser, die Tuberkulose grassiert ebenso wie die Bandengewalt. Aber sie hören nicht auf den Arzt, sie machen sich ganz im Gegenteil noch über ihn lustig. Der Arzt ist selbst Alkoholiker. Seine Selbstzerstörung ist das Resultat seiner Verzweiflung, wogegen das Verhalten der Leute auf Unwissenheit beruht.

Die Operation sollte am Nachmittag stattfinden, während der Besuchszeit, und ich kam zum ersten Mal zu spät. An allen anderen Tagen war ich, obwohl meine Anwesenheit nicht zwingend erforderlich war und es für mich nichts weiter zu tun gab, als am Krankenbett zu sitzen, immer pünktlich erschienen. Oft legte ich mich dazu, gelegentlich schlief ich sogar ein und wurde dann von den Stimmen der hereinkommenden Schwestern geweckt. Sie

waren immer sehr nett. Sie fanden es lustig. Manchmal brachte ich etwas mit, weil das Krankenhausessen angeblich ungenießbar war. Aber wann immer ich es sah, musste ich mir im Stillen eingestehen, dass ich es gern gegessen hätte. Die genormten Farben und Formen auf dem Tablett wirkten tröstlich. Dass man sich von dem genormten Essen nicht trösten lassen wollte, wertete ich mal als sinnlos und umständlich, mal als ein Zeichen von Selbstachtung. Zeugte die Verweigerung des Krankenhausessens von Mut oder von Schwäche?

Das Zimmer lag im zweiten Stock. Vom Fenster sah man auf den Scheitel der Menschen hinunter, die den Parkplatz überquerten. Zwischen den Parkbuchten standen Setzlinge in Betonkübeln, und oft zerrte der Wind an den kahlen Ästen. Die Fensterscheiben waren so dick und so gut abgedichtet, dass kein Geräusch hereindrang. Die Bewegung des Windes in den sich wiegenden Bäumen wirkte wie ein Versuch, durch diese Stille etwas zu beschreiben oder mitzuteilen. Jeden Tag war ich am Ende der Besuchszeit im Aufzug nach unten gefahren und in das hinausgetreten, was kurz zuvor aus dem Fenster des Krankenzimmers zu sehen gewesen war. Die plötzliche Anreicherung der stummen Szene mit Sinneseindrücken – Geräuschen, Kälte, dem Gefühl von Wind oder Regen auf der Haut – war Teil einer Verwandlung, die sich oft vollzog und dennoch unbegreiflich blieb. Ich wusste nur eins: Wenn ich das Krankenhaus verließ, war ich augenblicklich vor dem geschützt, was für mich von größter Bedeutung war. Sobald ich durch die Türen trat, war ich vorläufig vor meiner eigenen Liebe und vor meiner Abhängigkeit von einem anderen Menschen geschützt.

Als ich diesmal kam, stand die Tür zum Krankenzimmer weit offen. Das Bett war verschwunden und der Raum bis auf den Kunststoffstuhl am Fenster leer. Ich setzte mich in das leere Zimmer und wartete. Die Krankenhauswirklichkeit machte einen unzuverlässigen Eindruck; sie wurde von keinem Erinnerungssystem gestützt. Das Fehlen von Erinnerungen schien entweder eine endgültige Verwandlung anzukündigen oder einen endgültigen Verlust. Es war, als könnte nur die Macht der Erinnerung den geliebten Menschen zurückbringen.

M schrieb mir eine Nachricht und wünschte uns alles Gute. Sie fragte, ob sie irgendwie helfen könne. Zu Ms Freiheit gehörte auch die Freiheit, zu entscheiden, wie sie sein wollte. Von allen zur Auswahl stehenden Möglichkeiten hatte sie sich für Güte entschieden.

Als die Krankenhauszeit überstanden war, traf ich M in einem Restaurant zum Mittagessen. Das Restaurant hatte ich ausgesucht. Ich machte mir Sorgen, es könnte ihr nicht gefallen, aber wie sich herausstellte, kannte sie es schon.

Ich liebe es hier, sagte sie.

Es war voll und ziemlich laut. Ein Kellner kam an unseren Tisch und nahm sich sehr viel Zeit, um uns das gastronomische Konzept zu erklären. Obwohl sie mit dem Konzept wahrscheinlich vertraut war, hörte M lächelnd zu und nickte geduldig.

Als der Kellner wieder gegangen war, erzählte ich M, die Ärzte könnten sich nicht erklären, warum die Sache gut ausgegangen war. Man hatte endlich herausgefunden, um